

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Sommer.

Ich komm im Sommerwald daher
Und lausche seinem Weben —
Kein menschlich Schreiten trägt mich mehr,
Ein Wallen ist's und Schweben.

Ich blide nieder zur Blume ins Kraut,
Blicke auf zur Sonn' in die Höhe —
Wie aus dem Kleinen das Große sich baut:
Geheiligt ist, was ich sehe!

Klar wird's in mir und feherhell —
Wie meine Sinne lauschen,
Klingt in mich ein, was leis der Quell,
Was Gräser und Bäume rauschen.

Hör ich das kreisende Blut der Natur
Durch Erden und Welten wallen,
Hör ich durch alle Kreatur
Den einen Herzschlag hallen.

Ferdinand Avenarius.

Ein empfindlicher Ehemann.

Von Ludwig Fürst.

Harald Bövland war von seiner beruflichen Tätigkeit her gewohnt, in vornehmer Art Besuch zu empfangen. Ohne den trefflich livierten Boy mit der silbernen Besuchskartenplatte geht es ja auf der stimmernen Weinwand nicht ab. Und Harald Bövland, der unwordene Star, konnte es sich wohl erlauben, die üppigen Gepflogenheiten des Filmdramas in seinem Alltag nachzuahmen; aber heute hatte sein Diener Ausgang, und das Klingeln an der Tür wurde so heftig, daß Bövland sich nicht einmal zu Ende rasierte, sondern — obgleich der Seifenschaum auf seiner linken Wange einzutrocknen drohte, — dem Besucher wütend selbst öffnete.

Ein gigantisch gewachsener Herr wünschte ihn zu sprechen. Harald Bövland entschuldigte sich, wuschte feufzend die Seife ab, gebrauchte Parfüm und Puder, knüpfte den Kragen um und stand zur Verfügung.

Der fremde Herr begann die Unterhaltung sonderbar: „Herr Bövland, endlich habe ich Sie gefunden!“ Harald Bövland verneigte sich unsicher, mit einem peinlichen Vorgefühl.

„Einer von uns Beiden,“ fuhr der unbekannte Riese fort, „ist zuviel auf der Welt!“

„Sie haben mir mein Weib gestohlen!“ schrie der Fremde. Da haben wir's, dachte Harald — aber, zum Kuckuck, keine seiner Bekannten hatte doch, soviel er wußte, ein solches Ungetüm zum Gatten. Immerhin — der Kerl konnte recht haben.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte Harald also korrekt, als Resultat dieser raschen Gedankenfolge.

„Wurzbacher; aus Kiel.“

Bövland atmete auf. Er sah im Spiegel, wie sein Gesicht wieder die berühmte bronzefarbene Farbe bekam.

„Mein lieber Herr,“ sagte er überlegen, „es ist Ihnen offenbar nicht bewußt, daß Sie mir ein Verbrechen vorwerfen, eine juristisch wie moralisch gleich verwerfliche Handlung. Ich pflege mit dem Strafgesetzbuch nicht zusammenzustößen, und überdies war ich noch niemals in Kiel, und Ihr Name ist mir völlig unbekannt. Ich verzichte auf Ihre Entschuldigung und ersuche Sie nur, sich schleunigst zu entfernen!“

Aber der furchtbare Wurzbacher war nicht so leicht einzuschüchtern.

„Sie haben,“ knurrte er in bedingstigem Daß, „in „Selige Tränen“ die Hauptrolle gespielt?“

Das stimmte.

Wurzbacher, nun ganz eifrig entschlossener Kavaliere, erklärte: „Dann sind Sie der Schuft, den ich suche. Meine Frau sieht sich den Film heute zum dreißigsten Mal an, sie ist eigens nach Hamburg gefahren, weil er bei uns nicht mehr gespielt wird. Mit Ihrer geschminnten Bisage und der abernen Gutmütigkeit, mit der Sie sich da benehmen, haben Sie meine Frau verrückt gemacht. Sie schwärmt bei Tag und Nacht — auch bei Nacht, mein Herr! — von Ihrer Nase, Ihren Augen, Ihrem Kinn und sogar von Ihrer Freigebigkeit und Güte! Das nenne ich Untreue, das ist geistiger Ehebruch! Und das geht seit Wochen so. Sie werden mir nicht zumuten, daß ich mir zeitlebens von Ihrer Projektion ungestraft Hörner aufsetzen lasse. Als Gatte und Ehrenmann kenne ich nur einen Ausweg: Nennen Sie mir Ihre Vertreter, Herr Bövland!“

Bövland wurde fahl. Ein Bahnsinniger offenbar. Und mit diesen Herkulesäufen! Er versuchte, ohne viel Hoffnung, zu begütigen: „Aber bester Herr Wurzbacher, für die Handlung des Films bin ich doch wirklich nicht verantwortlich! Und ich kann doch auch nicht dafür, daß ich leidlich gut gewachsen bin, und vielleicht ein nicht ganz uninteressantes Gesicht habe!“

Wurzbacher verlor jetzt auch noch die höfliche Form.

„Nicht ganz uninteressantes Gesicht!“ brüllte er und schwang die Arme, „mit einem einzigen Schlag ist die ganze Herrlichkeit beim Deubel, verstehen Sie?“ Und er machte zwei Unheil verkündende Schritte.

Bövland gab sich auf. Da, dieser Riesenkert hatte es in der Hand, zu entscheiden, ob er Harald Bövland blieb. Denn er war nicht mehr er selbst, wenn sein edles Profil verunstaltet war, seine klassische Nase eingedrückt, seine herrlichen Zähne . . .

Aber nun, da Harald Bövland schwieg, begann er wieder seine gewohnte Wirkung auszuüben. Wurzbacher ging nicht weiter vor, im Gegenteil, er wurde gemütslich.

„Wissen Sie,“ sagte er, „es gäbe vielleicht noch einen anderen Ausweg. Sie haben eigentlich, so im Privatleben, nicht viel Beruflicheres. Kommen Sie zu mir nach Kiel, ich glaube garantieren zu können, wenn meine Frau Sie mal so sieht, wie Sie zum Beispiel jetzt dastehen, dann ist sie geheilt, und allen ist geholfen.“

Bövland ächzte: „Aber, mein teuerster Herr, eine solche Reise, jetzt in der Hochsaison — das bedeutet für mich einen Ausfall von Zehntausenden!“

„Nicht doch, das müßte nicht so schlimm sein,“ sagte Wurzbacher freundlich, „ich weiß zufällig, daß die Abba-Gesellschaft in Kiel einen Liebhaber sucht für das große Drama „Lobende Wogen“! Da verbinde Sie einfach das Notwendige mit dem Nützlichen.“

Nun aber straffte sich Harald Bövland. Geschäft ist Geschäft.

„O nein — daraus wird nichts! Ich kenne die Herren von der Abba-Gesellschaft, sie sind schon einmal an mich herangekreten. Für solche Hundezagen arbeite ich nicht! Ich habe Anträge von der Ufa, die ich nicht . . .“

Himmel, wie veränderlich war doch dieser Wurzbacher! Auf seiner tiefroten Stirn schwoll die Farnader gewaltig; die Herkulesäufte ballten sich.

„Sie verweigern mir ritterliche Genugtuung? Sie sträuben sich gegen einen friedlichen Austrag? Glauben Sie, ich lasse mir meine Ehe untergraben? Da muß ich mir eben selbst Genugtuung holen, wo ich sie finde!“ Und die Herkulesäufte . . .

Man mag gegen Harald Bövland einwenden, was man will — auf den Kopf gefallen war er nicht, und die Geschäftsgebräuche der Filmbranche kannte er ganz genau.

„Also geben Sie schon Ihren Kontrakt her!“ sagte er.

Und nachdem er unterschrieben hatte, sprach Harald Bövland in der Haltung des Grafen Hellmersburg aus der Schlusszene von „Selige Tränen“: „Ich gratifiziere der Abba-Gesellschaft dazu, daß sie einen so empfindlichen Ehemann zum Agenten hat.“

Kohlenstaubexplosionen.

Wieder einmal hat die Entfesselung der unheimlichen, im Schoße der Erde schlummernden Kräfte gewaltige Opfer an Menschenleben gefordert. Schlagende Wetter und Kohlenstaubexplosionen sind die verderblichsten Feinde des Bergmanns, den sie bei seiner Arbeit auf Schritt und Tritt umlauern, um oft bei der geringsten Unachtsamkeit Tod und Verderben über ihn und seine Genossen zu bringen.

Bei der Katastrophe auf der Zeche Mont Genis war es eine Kohlenstaubexplosion, die das Unheil ausgelöst hat. Es ist das stets die verhängnisvollere Gestalt des unterirdischen Unheils; denn während Explosionen schlagender Wetter meist nur auf verhältnismäßig kleine Stollengebiete beschränkt bleiben, wirken Kohlenstaubexplosionen durch ihre oft gewaltigen Ausdehnungen stets verheerender. Nun stehen allerdings beide Arten von Explosionen oft in enger Verbindung, derart, daß durch eine Explosion schlagender Wetter die Kohlenstaubexplosion erst ausgelöst wird. Aber auch ein versagender Sprengschuß mit seiner glühenden Stichtlamme vermag zur Kohlenstaubexplosion zu führen.

Es ist bekannt, daß die sogenannten Schlagenden Wetter Grubengase sind, die in Verbindung mit Sauerstoff ein äußerst explosibles Gasgemisch darstellen. Der gleiche chemische Prozeß, der die ungeheuren Farnwälder der Vorzeit zu Kohle werden ließ, erzeugt auch die Grubengase, die Fäulnis und Verwesung der pflanzlichen Stoffe in den Hohlräumen der Erde ansammeln lassen. Diese Gruben- oder Methangase sind Kohlenwasserstoffgase, die eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff darstellen. Das Methangas bildet sich auch in Sümpfen und Erdhöhlen; auch das sogenannte Erdgas, wie es beispielsweise in Neuengamme bei Hamburg vor 11 Jahren in so gewaltigen Mengen angebohrt ist, ist nichts anderes als Methan. Da seine Entzündung schon bei 700 Grad Celsius eintritt, so genügt eine offene Flamme, um eine Explosion hervorzurufen; aus diesem Grunde bedienen sich die Bergleute schon seit mehr als 100 Jahren der sogenannten Davy'schen Sicherheitslampe, die die Flamme mit einem ganz engen Drahtgeflecht umgibt. Beim Austritt durch diesen zylindrischen Drahtkorb fühlen sich die Verbrennungsgase der Lampe so weit ab, daß eine Entzündung der Schlagenden Wetter nicht möglich ist. Ist aber die Lampe auch nur im geringsten beschädigt, oder wird durch schlechtes Funktionieren der Sicherheitslampe das Geflecht glühend, so kann gerade die Sicherheitslampe die Ursache einer Explosion werden, und sie ist es auch tatsächlich in mindestens 25 Proz. aller Fälle. Der erfahrene Bergmann merkt übrigens an dem Zustand der Lampe, ob die Luft im Stollen mit Schlagenden Wetter durchsetzt ist. Die Wetterführung, die mittels großer Ventilatoren ständig frische Luft in das Bergwerk pumpt und die Grubenluft absaugt, sorgt bald für eine Beseitigung der Gefahr. Aber es kommt vor, daß der Bergmann mit seiner Haue plötzlich eine Gashöhle anschlägt, aus der die Schlagenden Wetter in großen Massen ausströmen. Dann kann bereits der von dem Eisen auf hartem Gestein erzeugte Funke das Gasgemisch zur Entzündung bringen.

Eine Kohlenstaubexplosion kann durch eine offene Flamme allein nicht ausgelöst werden; hierfür bedarf es weit höherer Hitzegrade. Aber diese werden bei jeder Schlagwetterexplosion erzeugt; denn sie erhöht die Grubengase auf mehr als 3000 Grad Celsius, wodurch wiederum die Gase sich um das Zwanzigfache ihres Volumens innerhalb des winzigen Bruchteils einer Sekunde ausdehnen. Dieser Umstand erklärt die gewaltigen Verwüstungen, die eine Explosion schlagender Wetter stets zur Folge hat. Aber die ungeheure Hitze und die gewaltige Erschütterung hat oft weitere schlimme Folgen. Der in den Stollen überall vorhandene feine Kohlenstaub wird dadurch aufgewirbelt, und durch die hohen Temperaturen wird der Kohlenstaub augenblicklich gewissermaßen destilliert. Die in den unzähligen Staubpartikeln enthaltenen Kohlenwasserstoffmoleküle nehmen gasige Form an und entzünden sich gleichzeitig, wobei durch die sich nach allen Richtungen verbreitende Erschütterung und Explosionshitze immer weitere Kohlenstaubmengen zur Detonation gelangen. Erst dadurch entstehen die verheerenden Folgen: die Wände und Decken der Stollen und Strecken stürzen ein; die stärksten Stempel werden von der Gewalt der Explosion weggeschleudert, und nicht selten greift die Zerstörung in darüber oder darunter liegende Sohlen über. Am verhängnisvollsten für die Belegschaft eines von einer Explosion heimgesuchten Schachtes wirkt die Verschüttung der Strecken, durch die großen Teufen der vor Ort arbeitenden Knappen der rettende Weg abgeschnitten wird. Es kommt hinzu, daß nicht nur die ungeheure Explosionshitze, sondern auch das giftige Gasgemisch, die sog. Nachschwaden, die Belegschaft unter Tage mit dem Tode bedroht. Meist fallen die zahlreichsten Opfer nicht der Explosion selbst, sondern der augenblicklich tödenden Hitze anheim.

Zur Verringerung der durch den Kohlenstaub verursachten Gefahren strebt die bergmännische Technik seit langem möglichste Ver-

meidung der Staubbildung an, besonders durch umfangreiche Wasserberieselung aller Stellen des Bergwerks, die durch Staub gefährdet erscheinen. Außerdem wählt man für die heute noch unentbehrlichen Sprengungen des Gesteins, die sog. Schießarbeit, solche Sprengstoffe, durch die bei bestimmten Lademengen der Kohlenstaub nicht mehr entzündet wird.

Wohnungseinrichtungen.

Von Anton Michael.

Der Engländer sagt, mein Helm ist mein Schloß, der Deutsche spricht von den sieben vier Wänden. Er will sich in seiner Wohnung gemütlich fühlen, und tatsächlich kann sie die Quelle reichen Lebensglücks werden. Ob wir eine oder mehrere Stuben besitzen, sagt nur etwas über den größeren oder kleineren Geldbeutel aus. Praktischer Verstand, Ordnungsliebe, solider Geschmack sind die Reichthümer, die ohne Unterschied des Standes ausgeteilt wurden, und die jedes Heim behaglich und ansprechend gestalten können.

Bei der heutigen Teuerung und Minderwertigkeit der Waren haben es die jungen Leute, die einen Hausstand begründen wollen, besonders schwer, sich hübsch und gediegen einzurichten. Es gibt aber allerlei Vorschläge, die ungefähr auf die Wege weisen, die zum Paradies führen. Haben uns ungünstige Umstände genötigt, einen dunklen Raum zu mieten, müssen wir vor allem suchen, ihn freundlich zu gestalten. Eine helle Tapete oder Wandanstrich schafft da sofort Wandlung, auch die geweihte Decke hilft zum Zweck. Möglichst bequem muß es immer der Frau Sonne gemacht sein, uns in die Fenster zu gucken. Für den Fußboden ist heut ein Teppich kaum erschwänglich, aber auf dem gewachsenen oder frischgestrichenen Untergrund sieht auch da und dort ein Borleger, ein Käufer oder eine Matte sehr nett aus. Wer sich einen Linoleumbelag leisten kann, wird es gewiß nicht bereuen. Die Wände mit einfarbigem Anstrich lassen sich durch ein schabloniertes Friesmuster, auch durch gemalte Randstreifen wirksam beleben. Dünne schwarze Holzleisten kosten etwas mehr, aber sind sehr ausdrucksvoll.

Im allgemeinen sollte man den Leitgedanken festhalten, daß schlichte, leere Flächen den Raum erweitern helfen. Nicht nur jedes Fleckchen besticken oder behängen wollen! Wenn unter einer Zimmerdecke geschlafen und gewohnt werden muß, suche man Betten und Waschtisch zusammenzuhalten, richte den größeren Stubenteil zur Wohnstube ein. Ich kannte eine Malerin, die den ganzen Tag fleißig in ihrem Atelier arbeitete. kamen Gäste, dann wurde nur ein Vorhang zurückgerafft, und es öffnete sich ein reizendes Tee-Café, und hinter einem Wandschirm verbargen sich die Kochgelegenheit und das Speisekammerchen. In einer anderen Atelierecke stand das Sofa, das abends zum Bett wurde, und die Kommode, die sich dann zum Waschtisch verwandelte.

Harte Nüsse gibt uns heute die Anschaffung der Möbel zu knäcken. Nur Gutgearbeitetes, Materialechtes, nichts Ueberflüssiges heißt da die Parole. Wo ein Badezimmer ist, kann der Waschtisch fortfallen. An den Betten sind die hohen Fußenden unnötig, weil sie Holz verschwenden und den Raum beengen. Stühle, die verschleuderten Zwecken dienen, spielen heut auch im Mittelstand eine wichtige Rolle. Man kauft gern das Drehbett, das sich tagsüber in den Divan verwandelt, den Tisch, dessen Unterteil zum Arbeitsbänkchen ausgebaut ist, den Stuhl, der sich mit einem anderen zur Sitzbank verbinden läßt. Wo sehr wenig Raum ist, wäre auch der Faltschisch praktisch. Die erste Ueberlegung für jede Wohnungseinrichtung muß überhaupt das Praktische sein. Die Dinge in unserer Umgebung müssen es uns bequem und behaglich machen.

Um es auch möglichst hübsch zu haben, heißt es ebenso an die Farben denken. Man glaubt es gar nicht, wie sie die Stimmung beeinflussen. Möglichst müssen wir versuchen, daß die Wände ruhig aussehen. Zu grauen, bräunlichen, gelblichen Tönungen paßt jedes Blau und Rot, auf ihnen sieht auch jedes Bild gut aus. Haben wir vielleicht eine bunte, großmusterige Tapete, dann sollten Sofa und Stuhlbezug ruhig gehalten sein. Sind Wände und Möbelstoffe sehr schlicht, dann kann eine lebhaft getönte Wase, eine bunte Decke, ein Kissen das Zimmer ungemein beleben. Solche Schmuckstücke könnte sich auch jeder leicht herstellen, irgendein Kasten kann einen leuchtenden Anstrich bekommen, geschickte Frauenhände benutzen Flächenreste, um wirklich reizvolle Kissen zu nähen. Hat der Mann geholfen, nur Solides und Praktisches für die Heimausstattung zu beschaffen, dann ist es Aufgabe der Frau als guter Hausgeist zu wachen. Sie muß das Scheuern und Staubwischen verstehen, muß auch gern einmal den frischen Blumenstrauß auf den Tisch stellen.

Es lohnt, über das Kapitel Wohnungseinrichtung sorgfältig nachzudenken, denn die meisten Menschen ahnen nicht, wie stark das Wohl und Wehe ihrer Lebensführung von dieser Vorbedingung abhängt.

Juniwanderung durch Petersburg.

O. E. St. Petersburg, im Juni.

Aus dem eine Stunde von Petersburg entfernten Pawlowsk, der vollendetsten Empirestätte Pauls I., zurückkehrend, noch ganz eingehüllt in die Erinnerung an das sonnendurchglühte Grün des Parks, die frische Pracht des hier im Norden spät blühenden Flieders, die Schätze des in ein Museum verwandelten Schlosses, steige ich auf dem Bahnhof aus dem Zuge. Schon vor der Einfahrt in die Glashalle zeigen einem zwei auf totem Strang stehende Propaganda-Waggons, daß man Petersburg betritt, die Hauptstadt der „Nördlichen Kommune“. Es sind zwei Warenwagen, bedeckt mit phantastischen Plakaten in schreienden Farben; die Darstellungen so primitiv, daß man wohl merkt, sie sind dazu bestimmt, auf die noch immer tiefumnachtete Bauernschaft innerer Gouvernements zu wirken.

Rühsam entleert sich der überfüllte Zug. Man wird vom Strom mit forgerissen, den Bahnsteig entlang in das moderne, für den Verkehr mit den kaiserlichen Sommerresidenzen prächtig erbaute Bahnhofsgebäude. Es macht auch heute noch einen westeuropäischen Eindruck. Nur die Steinfliesen sind von monatealtem Schmutz gehohlet, so daß die Farben und Ornamente, namentlich in den Seitengängen, kaum mehr hindurchblicken. Sogar Fahrkartenschalter gibt es auf diesem Bahnhof. Auf den drei anderen großen Bahnhöfen der Stadt, dem Nikolaibahnhof für die Verbindung mit Moskau, dem Baltischen und dem Warschauer Bahnhof, sucht man heute vergeblich nach einem Schalter. Die sind in benachbarte Hotels oder Privatgebäude verlegt worden. Denn diese drei Bahnhöfe sind alt und äußerst eng gebaut. Die Sowjetregierung aber bedarf auf jedem Bahnhof eines sogenannten „Agitpunkts“, d. h. eines Propagandaraums, der schon deshalb gern aufgesucht wird, weil sich nur dort einige Stühle oder Bänke befinden, außerdem aber auch ein großer Tisch, auf dem die mannigfaltigste Sowjetliteratur, auf elendstem Makulaturpapier gedruckt, ausliegt. Um diesen Raum zu beschaffen, mußten die Schalter beseitigt werden.

Mein Weg führt am Fontanatanal entlang dem Newski-Prospekt, der früheren Schlagader des Petersburger Straßenverkehrs, zu. Das Wasser schleicht noch ebenso braun und ohne Gefälle zwischen den gewaltigen Granitquadern hin, wie einst, aber der Anblick ist doch völlig gewandelt. Es fehlt etwas, was wesentlich zum Bilde Petersburgs gehörte. Der Kanal, der früher während der ganzen Schiffsfahrtszeit so dicht mit den großen Holz-, Sand- und Ziegelbarren bedeckt war, daß die kleinen Passagierdampfer der finnischen Gesellschaft zuweilen nur knapp ihren Weg hindurchfanden, ist jetzt frei und ohne das emsige Leben, das ihn sonst bewegte. Und dasselbe beobachtet man auf allen übrigen Kanälen, wie auf den zahlreichen stromartig breiten Rewaarmen. Jahr um Jahr haben die Barren dort bestanden, ungenutzt, ohne Fürsorge, von ihren Besitzern verlassen. Langsam sind sie verfault, zuerst bis zum Bordrande und endlich ganz in den Fluten versunken. Hier und da ragt ein Brack noch empor. Einige Brücken sind durch quergeschwemmte Barkenrumpfe gesperrt, und dieses bei Rußlands spärlichem Eisenbahnetz so wichtige Transportmittel ist so gut wie verschwunden und in Jahren nicht wiederherzustellen.

Unter solchen Betrachtungen bin ich zum Newski gelangt. In seinem Einschnitt nach dem Nikolaibahnhof zu ragt in der hellen Junisonne der Turm des Polizeiamts auf. Die hohen eisernen Masten für die Signale bei Schiffsfeuer sind seit den Revolutionstagen demoliert und ihre Trümmer ragen drohend und geknickt schräg über die Straße hinaus — ein mahnendes Wahrzeichen für das Uebel, an dem die ganze Stadt, das ganze Reich krankt. Da steht es sichtbar zu lesen: „Nichts schadhast Gewordenes kann in diesem Lande wiederhergestellt werden!“ Aber in Versammlungen und kommunistischen Kongressen hallt es wieder von dem Worte „Wiederaufbau — Wiederaufbau!“ Und phantastische Riesenpläne werden entworfen für die „Elektrifizierung ganz Rußlands“.

Ich wende mich auf dem Newski nach links zur Admiraltät. Aber ist es auch der Newski? Man fühlt sich fast versucht, daran zu zweifeln, so hat sich der Gesamteindruck verwandelt, und wenn nicht die helle Tagessonne schiene und die immerhin zu große Menge von Fußgängern einen Irrtum abzuwehren würde, man meinen; es ist der Newski, aber um 3 oder 4 Uhr morgens, zu der Zeit, wo früher auch der Nachtverkehr verkehrte war. So sieht er jetzt immer aus. Alle Läden geschlossen, viele Schaufenster mit Brettern vernagelt. Der berühmte Kaufhof im Zentrum der Stadt — ein gewaltiger von großen steinernen Bogengängen umgebener Bau, der ein ganzes, ausgebreitetes Straßennetz einnimmt und stets den Eindruck eines orientalischen Riesenbazzars machte, in dem Orient und Okzident ihre Gaben in Ueberfülle vereinigt hatten — tot, ausgestorben, die Bogengänge mit Hängeketten für die Passanten abgesperrt!

Und der Verkehr auf den Straßen . . . ? Vereinzelt Autos mit Kommissaren darin, zuweilen ein Lastauto der Regierung, das ist

alles, Pferde sieht man kaum mehr. Kein Wunder! Schon im Spätherbst 1918 habe ich auf der ca. 2½ Kilometer langen Strecke vom Anichtow-Palais bis zum Generalstab fünf wegen Unterernährung vor ihren Fuhrwerken gefallene Pferde auf einem Spaziergang gezählt. Die Elektrische verkehrt nicht. Man sieht die in der Abendsonne glänzenden Schienen sich Kilometerweit in der Perspektive verengen. — Kein Wagen darauf.

Aber nein, da scheint doch etwas heranzukommen . . . Dann kann es nur ein Paketwagen der Stadtpost sein oder ein Transportzug. Diesmal ist es ein Transport und zwar ein leerer. Das wirkt immer magnetisch auf die gleichmäßig sich fortbewegenden Passantengruppen zu beiden Seiten des Newski. Die Rüstigeren erfassen eine Bewegung, sie eilen heran. Der Transport kommt näher. Gewöhnlich ist Holz darauf verladen gewesen, zuweilen auch Dünger. Aber wer fragt danach, wenn er schon Kilometerweit zu Fuß gegangen und müde geworden ist? Da stehen sie auch schon auf den Plattformen, die Beneidenswerten, denen es gelungen ist, sich hinaufzuschwingen: Soldaten, Studierende, Arbeiter, Beamte. Und jedem, der herangelaufen kommt, wird geholfen. Wieviel mal hat mir ein kräftiger Zug von oben, ein entgegengestreckter Arm, geholfen, mit lühnem Schwung in mehr oder weniger voller Fahrt, mit dem kartoffelschweren Rucksack auf dem Rücken, hinauf und mitten in den zuweilen recht saftigen Dreck auf der Plattform zu fliegen. Denn dieses Gute hat wenigstens die Kleidung eines heutigen Petersburgers: zu schonen ist daran nichts mehr. Nur einzelne Angehörige des weiblichen Geschlechts verstehen es immer noch, sich durch Veränderungen an ihrer früheren Kleidung oder durch geschickte Verwendung alter Stoffreste, ein festes Aussehen zu geben. Gegen die mächtigsten Instinkte der Natur kommt eben keine Regierungsform auf . . .

Es ist inzwischen Abend geworden. Auch die Fußgänger, die den Newski bisher belebten, verlaufen sich allmählich. Aber dunkel wird es nicht. Die bleichen melancholischen Frühsommernächte sind geblieben wie einst. Sie haben sich nicht gewandelt, und während sich heimtschlendere, leuchten matt und eigenartig die goldenen „Nadeln“ der Admiraltät und der Festungskirche über den wogenden breiten Strom zu mir herüber. Helle Nächte — dunkle Schicksale: beide ruhen still und gleichmütig über der verfallenden Hauptstadt Rußlands.

Müde Seele.

Müde Seele, ruhe dich
Aus an meiner Brust;
Sprich kein Wort, denn all dein Leid
Ist mir längst bewusst.

Hörst du wie mein Herze schlägt?
Schlägt für dich allein.
Müde Seele, wirf auf mich
Alle deine Pein.

Werde stark durch meine Kraft,
Lebe in der Ruh:
Schwinde fessellos dich auf,
Müde Seele du.

Lothe Meier-Roman

Erziehung.

Wenn ein Kind mit Geld sich vergeht oder gar etwas irgendwo wegnimmt, so befällt die Eltern und Lehrer eine ganz sonderbare Furcht vor einer verbrecherischen Zukunft, als ob sie selbst wüßten, wie schwierig es sei, kein Dieb oder Betrüger zu werden! Was unter hundert Fällen in neunundneunzig uns die momentan unerklärlichen Einfälle und Gelüste des träumerisch wachsenden Kindes sind, das wird zum Gegenstande eines furchtbaren Strafgerichtes gemacht und von nichts als Galgen und Zuchthaus gesprochen. Als ob alle diese lieben Pflänzchen bei erwachender Vernunft nicht von selbst durch die Eitelkeit davor gesichert würden, Diebe und Schelme sein zu wollen. Dagegen wie milde und freundschaftlich werden da tausend kleinere Tugenden und Zeichen des Reides, der Mäßigkeit, der Eitelkeit, der Anmaßung, der moralischen Selbstsucht und Selbstgefälligkeit behandelt und gehätschelt! Wie schwer merken die wackeren Erziehungsleute ein früh verlogenes und verblühtes inneres Wesen an einem Kinde, während sie mit höllischem Zeter über ein anderes herfahren, das aus Uebermut oder Verlegenheit ganz naiv eine vereinzelte derbe Lüge gesagt hat. Denn hier haben sie eine greifliche bequeme Handhabe, um ihr donnerndes: Du sollst nicht lügen! dem kleinen erstaunten Erfindungs-genie in die Ohren zu schreien.

Gottfried Keller.

Deutsche Rosenstädte. Der Juni gehört der Königin der Blumen, der duftenden Rose. Es gibt eine Anzahl Städte in Deutschland und im deutschen Osterreich, die durch ihre Rosenzucht weithin berühmt geworden sind. Zu ihnen gehört in erster Linie Ulm, das den Mittelpunkt der deutschen Rosenzucht bildet. Kaum etwas Lieblicheres kann man sich denken, als zur Rosenzeit die Rosenkulturen bei dieser uralten Roselstadt zu besuchen, die mit ihrem Duft ganze Stadtviertel erfüllen. Dann das durch seine Rosenfeste berühmte Wiesbaden, wo die Rose im Juni Triumphe feiert wie sonst wohl nur noch an der Kloiera. Die warme Besonnung des Rheingaus bringt die Rose zu wunderbarer Duftentfaltung. Rudesheim, das alte, weinberühmte, ist — von der Weinlese abgesehen — nie so schön wie jetzt zur Zeit der Rosenblüte. Durch ihre Rosen berühmt sind die Tiroler Städte Meran und Bozen, wo die Vegetation wahre Blütenwunder hervorbringt.

Die Rose kommt in Deutschland aber auch in weniger klimatisch bevorzugten Gegenden zu schönster Entfaltung. Berühmt sind das Rosenmeer des Billnitzer Schlossgartens (an den Elbufern oberhalb Dresdens), die Rosarien im Stadtpark von Sangerhausen, im Offeebad Kolberg, in Neustadt a. d. Haardt, im Kurpark von Bad Salzbrunn; mit berühmter Rosenblüte können Dornburg a. d. Saale, der Domhof zu Raumburg a. d. Saale und Freiburg i. Breisgau aufwarten. Auch Bad Köstritz a. d. Saale ist durch seine großartige Rosengärtnerei bekannt, wie denn überhaupt das mittlere Saalegebiet klimatisch außerordentlich begünstigt ist. Es kommt in dieser Beziehung gleich hinter dem Rheinland. Bei Müllitz in Sachsen gibt es weitläufige Rosenfelder; hier wird nach bulgarischem Muster eine schwunghafte Rosenölerzeugung betrieben. Allbekannt ist der 1000 jährige Rosenstock am Hildesheimer Dom; er ist aber nicht der größte Rosenstock Deutschlands; diesen Ruhm beansprucht vielmehr ein 1881 als Wildstamm mit einer Leerose ostlicherer Rosenstock im Wehrteschen Garten zu Freiburg i. Breisgau, der bereits 1920 gegen 13 000 Blüten entfaltet und sich voraussichtlich noch weiter entwickeln wird. Mäglichweise erreicht er in dieser Beziehung den zugrundegegangenen berühmten Rosenbaum von Toulon, der jedes Jahr 50—60 000 Blüten öffnet.

Bauernregeln im Lichte der Wissenschaft. Die heutige Wetterwissenschaft hat, obwohl sie noch vielfach ungläubigem Aberglauben begegnet, die Wettervorhersage in begrenztem Umfang doch auf eine sichere Grundlage gestellt und ist jenen Wetterpropheten, die sich nur auf ihren „Wetterinstinkt“ verlassen, bedeutend überlegen. Trotzdem wäre es falsch, den Schatz von Jahrhunderte alten Erfahrungen zu verachten, der in den sog. Bauernregeln aufgespeichert ist. Die moderne Meteorologie hat in mancher Hinsicht die Angaben dieser knappen Sprichwörter und Knüttelreime bestätigt. Eine Regel lautet z. B. „Nasse Pfingsten, fette Weihnachten“ und eine andere „Lichte Weihnachten, lichte Scheuern“. Diese beiden Formulierungen werden, richtig gedeutet, von der Wissenschaft bestätigt. Die erstere besagt, daß ein nasses, regenreiches Frühjahr gut ist für eine reiche Sommerernte, die dem Bauern Geld bringt, sodaß er ein „fettes“ Weihnachtsfest feiern kann. Die zweite Regel stellt fest, daß ein „lichtes“, d. h. schneeloses Weihnachten oft eine schlechte Ernte ankündigt und somit leere Scheuern hervorruft, weil entweder der Frost zu tief in den Boden eindringt und die Saat beschädigt oder bei milder Witterung die Vegetation sich zu zeitig entwickelt und dann leicht in den unvermeidlichen Frühjahrsfrösten zu Schaden kommt.

Die Wissenschaft hat sogar auch in solchen Bauernregeln, die man bis vor kurzem noch für reinen Aberglauben hielt, einen richtigen Kern entdeckt. Die allbekannte Regel, daß Regen am 27. Juni, dem Siebenschläfertag, einen verregneten Hochsommer, ein trockener Siebenschläfer dagegen einen schönen Sommer nach sich ziehe, ist in dieser Form natürlich irreführend. Das Wetter eines bestimmten Tages hat für die Zukunft nichts zu bedeuten. Sagt man aber statt „Siebenschläfer“ allgemeiner „die Zeit Ende Juni oder Anfang Juli“, so entpuppt sich aus dem scheinbaren Aberglauben die ganz richtige Beobachtung, daß die durch einen besonders deutlichen Charakter günstig oder ungünstig ausgeprägten Sommer beim Uebergang des Juni zum Juli diesen ihren Charakter zum erstenmal unverkennbar hervorkehren. Ebenso spiegelt sich in verschiedenen Wetterregeln die Erfahrung wieder, daß alljährlich im Herbst der prächtige Nachsommer des September oder Oktober einsetzt. Wenn also der Bauer diesen oder jenen bestimmten Septembertag für die Witterung der nächsten vier Wochen ausschlaggebend sein läßt, so darf man dies nicht so genau nehmen; nicht nur Egidius (1. September) oder Maria Geburt (8. September) oder Nikolaus (10. September) sind der Wettermacher, sondern richtig meist erkennen läßt, ob der Nachsommer jetzt oder erst später einsetzt.

Naturwissenschaft

Der Lebenslauf der Schabe. Der deutschen Schabe, dem lästigen Insekt, das unsere Küchen und Keller heimsucht, hat Johann Wille eine auf genauen Studien beruhende Lebensbeschreibung gewidmet, aus der H. Hoffmann in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ Interessantes mitteilt. Die deutsche Schabe ist hauptsächlich auf Räume mit einer regelmäßigen Temperatur von circa 20 Grad

beschränkt. Durch Licht und Feuchtigkeit wird das Tier fast gar nicht beeinflusst. Das Höchstmaß der Temperatur, das es erträgt, ist 40 Grad, das Mindestmaß 4 Grad Wärme; bei 42 Grad tritt Wärmestarre, bei 2 Grad Kältestarre ein. Sehr empfindlich ist die Schabe gegen Luftströmungen, gegen Hunger aber ziemlich widerstandsfähig. Tagsüber sitzen die Tiere in ihren Verstecken und nehmen dabei eine ganz besondere Ruhe- oder Laerstellung ein, wobei die Fühler schräg nach vorn oben gerichtet sind. Als Spaltweite, die den Tieren noch als Versteck oder Durchschluß dienen kann, wurde für Larven etwa 1 Millimeter, für erwachsene Tiere 1,5 Millimeter, für Weibchen mit Kofon etwa 3—4 Millimeter festgestellt. Bei eintretender Dunkelheit suchen die Tiere ihre Futterplätze auf; ihnen stehen drei Bewegungsarten zur Verfügung: Laufen, Springen, Flattern.

Charakteristische Bewegungen der Schabe sind die Fußbewegungen, wobei die Antennen und Beine meist mit den Mundwerkzeugen, alle übrigen Teile des Körpers aber mit den Beinen gefäubert werden. Die Ursache für diese Fußbewegung ist nicht nur in dem Wunsch der Reinigung, sondern auch in der Einwirkung von Riechstoffen und Gasen zu suchen. Die Nahrungstoffe, die die Schabe mit ihren beißenden Mundwerkzeugen aufnimmt, sind außerordentlich mannigfaltig. Zwar lehnt sie Fleisch, Getreide, Leder, Gewebe ab, doch ist ihr sonst jede Nahrung recht, die sie findet. Etwa 11 Tage nach der Kopulation beginnt bei dem Weibchen die Bildung des Kofons. Nach 24 Tagen wird das Kofon abgelegt, und eine halbe Stunde später schlüpfen die ersten Larven aus. Die Larven machen 6 Häutungen durch und brauchen vom Ausschlüpfen bis zur Ausbildung des fertigen Insekts etwa 170 Tage. Die männlichen Schaben sterben nach etwa 15 Tagen, die weiblichen nach 30—40 Tagen. Als Bekämpfungsmittel dieser Insekten kommt neben Giften, die ihnen zum Fraß hingestreut werden, besonders die Durchgasung mit Blausäure in Betracht.

Urgeschichte

Die Entstehung des aufrechten Ganges. Die den Menschen auszeichnenden Körperbildungen lassen sich nicht aus den entsprechenden Formen seiner nächsten Verwandten, der Menschenaffen, ableiten. Man muß daher annehmen, daß Mensch und Menschenaffe auf eine gemeinsame Ahnenform zurückgehen und sich dann nach verschiedenen Richtungen weiterentwickelten. Diese Auffassung, die besonders der verstorbenen Anthropologe Hermann Klaatsch vertreten hat, wird von H. Schlinger in den „Naturwissenschaften“ näher begründet.

Der Mensch hat Körperbildungen bewahrt, die bei den ursprünglichen Säugetieren angelegt waren und von denen sich die heutigen Vertreter dieser Klasse in jahrtausendelanger Entwicklung enifernten. Wahrscheinlich sind die Vorfahren der heutigen Menschenaffen menschenähnlicher gewesen. So finden sich z. B. bei jungen Anthropoiden Kopfgrößen und schöne Scheitelwölbungen, die den menschlichen Formen nahesteht. Die Vierhändigkeit, die auch der Vormensch besaß, ist von allen Affen bewahrt worden. Durch die Rückbildung des Daumens aber wurde ihre Hand zu einem Kletterwerkzeug, während die Menschenhand sich zu einem vielseitig verwendbaren natürlichen Werkzeug entwickelte, durch das erst die Ausbildung künstlicher Werkzeuge möglich wurde. Ein besonderes Merkmal des Menschen, wie es bei den Säugetieren nirgends vorkommt, ist der Fuß. Er mag aus einem Urzustand des „Handfußes“ entstanden sein, wie ihn noch heute der Gorilla aufweist. Nun hat man früher gemeint, der Menschenfuß sei erst nach dem Uebergang zur aufrechten Körperhaltung ausgebildet worden. Nach den neuesten Annahmen hat sich aber erst der aufrechte Gang entwickelt und danach bildete sich dann das bisherige Greiforgan des Vormenschen zu einem Stützfuß. Die Ahnen des Menschen müssen Lebensbedingungen unterworfen gewesen sein, durch die eine Verstärkung der hinteren Gliedmaßen und eine entscheidende Umwandlung des Handfußes notwendig wurde. Der weitestgehende anatomische Unterschied zwischen Greif- und Stützfuß liegt in der großen Zehe, die noch bei manchen farbigen Rassen in ihrer Stellung und Beweglichkeit an die ursprünglichen Verhältnisse erinnert.

Zur Erklärung des Heranrückens der Großzehe an die übrigen Zehen wird nun ein Klettermechanismus herangezogen, wie er noch bei manchen Naturvölkern, so bei den Australiern, angewendet wird. Es wird dabei ein biegsamer Zweig um den Stamm geworfen und dann immer höher und höher hinaufgeschoben, indem der Naturmensch die Schlinge mit beiden Händen festhält und mit den Füßen den Stamm umklammert. Die gemeinsamen Ahnen des Menschen und Menschenaffen müssen einen solchen Klettermechanismus in weitestem Umfange verwendet haben. Dadurch werden die Muskelmassen der Schultern besonders stark entwickelt worden sein; ebenso wurden die zum Nachsitzen des Körpers dienenden Muskeln des Gesäßes verstärkt. Diese Muskeln sind es nun aber zugleich, die die Haltung der Wirbelsäule in aufrechter Stellung am besten ermöglichen und zugleich die Rückwärtsziehung der Schultern gestatten, wodurch der Kopf seine freie Bewegung erhält. Das Ersteigen der Bäume, wie es für den Urmenschen angenommen werden muß, hat also gleichzeitig die eigenartige Bildung des Menschenfußes und die aufrechte Körperhaltung begünstigt.

Nie genug.

Fahr hundertmal dieselbe Straße, du machst doch immer neue Gasse:
Und ob du hundert Jahre lebst, zum Lernen weist du nie zu wisse.

Wilhelm Müller.